

garth
greenwell
reinheit

claassen



Der Autor



Garth Greenwell ist Schriftsteller und lebt in Iowa City. Sein gefeiertes Romandebüt *Was zu dir gehört* gewann 2016 den British Book Award und stand auf der Longlist für den National Book Award. Greenwells literarische Arbeiten sowie Kritiken erscheinen regelmäßig im *New Yorker*, der *New York Times Book Review*, der *Paris Review* und der *London Review of Books*. Mit *Reinheit* knüpft Greenwell an seinen internationalen Erfolg an.

Daniel Schreiber, geboren 1977, lebt in Berlin, wo er schreibt und übersetzt. Seine Biographie über Susan Sontag sowie seine persönlichen Essays *Nüchtern* (2014) und *Zuhause* (2017) wurden von der Kritik begeistert aufgenommen. Sein hochgelobter Essay *Allein* (2021) wurde zum Bestseller.

Das Buch

Nach dem Treffen mit einem Mann, dessen Spuren er noch lange auf seiner Haut tragen wird, läuft ein junger Lehrer durch das nächtliche Sofia. Die Stadt ist ihm in den vergangenen Jahren zu einem Zuhause geworden, jetzt vibriert sie vor Hoffnung und Unruhe. Der Lehrer, ein Amerikaner, wird sie bald verlassen. In den Wochen vor seiner Abreise

spürt er den Beziehungen zu denen nach, die ihn geprägt haben, und die er seinerseits geprägt hat: Schüler, Geliebte, die wenigen Freunde.

»Würde Henry James in diesem seltsamen Jahrhundert leben, wäre es Thomas Mann erlaubt gewesen, offen über Sex zu schreiben, hätte Virginia Woolf wilder gelebt, wäre Proust in Kentucky geboren worden, hätten sie alle ihr Blut und ihren Verstand vermischt, würde daraus vermutlich ein Garth Greenwell entstehen.« *Rebecca Makkai*

Garth Greenwell

Reinheit

Aus dem Englischen
von Daniel Schreiber

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *Cleanness*
bei Farrar, Straus & Giroux.

claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

© 2022 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
© 2020 by Garth Greenwell
Umschlaggestaltung: © Sabine Wimmer, Berlin,
unter Verwendung des Motivs der Originalausgabe
Umschlagmotiv: © Mark McKnight
Autorenfoto: © Max Freeman
E-Book-Konvertierung powered by Papyrus
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2704-4

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Für Dimiter Kenarov

1

mentor

Wir hatten uns beim Springbrunnen vor dem McDonald's auf dem Slavejkov-Platz verabredet. Meinem amerikanischen Zeitgefühl nach kam G. zu spät, und ich überbrückte die Zeit an den Bücherständen vor der Stadtbibliothek, für die der Platz berühmt ist, die Waren aufgetürmt unter Markisen. Der Springbrunnen war eigentlich schon lange keiner mehr, seit Jahren war er abgedeckt, da eine kaputte Elektroleitung eines Sommers das Herz eines Mannes zum Stehen gebracht hatte, als er seine Finger ins kühle Wasser getaucht hatte. Es war Dezember, aber der Winter hatte sich noch nicht durchgesetzt, die Sonne schien, es herrschten milde Temperaturen, und es war nicht unangenehm, ein bisschen herumzustehen und die angebotenen Bücher zu überfliegen. G. hatte meine Aufmerksamkeit schon zu Beginn des Jahres erregt, zunächst einfach aufgrund seiner Schönheit, dann wegen der besonderen Freundschaft, die ihn und einen anderen Jungen in meiner Klasse zu verbinden schien, wegen der Intensität, mit der G. seine Nähe suchte und um sie beide eine Sphäre der Vertrautheit schuf. Sie kam mir bekannt vor, diese Intensität, aus meiner eigenen Jugend, ebenso wie die genussvolle Ambivalenz, mit der der andere Junge sie empfing, die Art, wie er sie einforderte und zugleich von sich fernhielt. Ich glaubte also, in etwa zu wissen, worüber wir heute reden würden und warum die Schule dafür

nicht genug Privatsphäre bot, trotzdem war ich neugierig: Er war kein Schüler, der mir besonders nahestand, er hatte nach den Kursen nie in meinem Büro vorbeigeschaut, hatte sich mir nie anvertraut oder war überhaupt irgendwie an mich herangetreten, und ich fragte mich, welche Krise ihn nun zu mir brachte.

Ich begann mich über die Buchhändler zu ärgern. Sie merkten, dass ich nicht von hier war, und wiesen mich immer wieder zu den Stapeln mit schäbigen amerikanischen Taschenbüchern, und da von G. immer noch weit und breit keine Spur war, fragte ich mich, ob ich ihm den Nachmittag umsonst geopfert hatte. Doch dann tauchte er auf, stand plötzlich neben mir, und bei seinem Anblick verflog mein Ärger. Hier fiel er auf in seiner leicht förmlichen Kleidung, mit seinem fedrigen Haar, doch in den Staaten wäre seine Erscheinung fast typisch gewesen, um ihn wie einen Anwärter für eine Privatschule an der Ostküste aussehen zu lassen, vielleicht nicht ganz, besonders dann nicht, wenn er zu breit lächelte (was er aus Vorsicht fast nie tat) und das unamerikanische Durcheinander seiner Unterzähne entblößte. Seine Begrüßung war freundlich, allerdings strahlte er wie sonst auch eine gewisse Zurückhaltung aus, wirkte, als würde er noch entscheiden, ob er das Urteil, das er gerade fällte, auch aussprechen sollte. Er fragte mich, wohin wir gehen sollten, verwarf dann aber alle meine Vorschläge, wollte mir eines seiner Lieblingslokale zeigen, und dann machten wir uns auf den Weg. Er ging mir voran, nicht neben mir, was eine Unterhaltung unterband und den Eindruck erweckte, er wäre jeden Moment bereit, jede Verbindung zu mir zu leugnen. Ich war alles andere als neu hier, ich hatte schon zwei Jahre lang in Sofia gelebt, aber meine Ortskenntnis war rudimentär geblieben, und obwohl das Stadtzentrum nicht groß ist und wir uns nicht weit vom Slavejkov-Platz und der Graf-Ignatiev-Straße entfernt hatten, der Gegend, die ich am besten kannte,

wusste ich bald nicht mehr, wo wir waren. Meine mangelhafte Orientierung war nicht der Tatsache geschuldet, dass ich mich nicht bemüht hätte: Nach meiner Ankunft war ich monatelang, wann immer es mir möglich war, morgens ins Zentrum gefahren, um, während die Stadt erwachte, die Straßen entlangzulaufen. Sobald ich nach Hause kam, trug ich die Strecke auf einem Stadtplan ein, den ich an die Wand geheftet hatte. Doch selbst wenn ich dieselben Straßen kurze Zeit später entlangging, waren sie mir völlig unvertraut; es war mir unmöglich nachzuvollziehen, wie sie miteinander verbunden waren, und nur einzelne Details (eine alte Schnitzerei am Gesims, die seltsame Farbe einer Hauswand) erinnerten mich daran, dass ich schon einmal hier gewesen war. Während ich G. folgte, hatte ich wie immer, wenn ich in Begleitung von jemandem unterwegs war, der aus Sofia kam, das Gefühl, die Stadt öffnete sich mir; der blanke monolithische Beton der Wohnblöcke im Sowjetstil wurde von unerwarteten Hinterhöfen und Cafés und Wegen durch kleine überwucherte Parks abgelöst. Orte, an denen es ruhiger und weniger überlaufen als auf den Boulevards war und wo G. sein Tempo drosselte, mir erlaubte, aufzuholen und an seiner Seite zu gehen, Orte, an denen unser Spaziergang einen geselligeren Charakter annahm, auch wenn wir immer noch nicht miteinander redeten.

In einem dieser Hinterhöfe oder kleinen Parks war auch G.s Restaurant versteckt. Es befand sich in einem Kellergeschoss, und während wir uns der Tür näherten, die uns nach unten führte, fiel mir das Schaufenster eines benachbarten Antiquariats auf, das mit Ikonen vollgestellt war – Kyrill und Method, eine glückselige Maria, auf dem Rücken eines Pferdes ein heiliger Georg, der seinen Speer in den Rachen eines Drachen stößt –, aber auch Nazi-Devotionalien, Uhren und Brieftaschen und Flachmänner, alle versehen mit dem Zeichen jenes Kreuzes mit den Haken. In den

Antiquitätenläden und Märkten hier waren sie keine Seltenheit, Souvenirs für Touristen und junge Männer, die sich nach einer Zeit sehnten, in der sie, wie sie glaubten, unter denen gewesen wären, die wirklich Macht hatten, ungeachtet der katastrophalen Folgen. Wir stiegen eine Treppe hinunter und betraten einen offenen Raum, der größer war, als ich erwartet hatte, mit Sitznischen an den Wänden und einem Tresen weiter hinten, an dem es abends wahrscheinlich von Studenten wimmelte. Aus einer Reihe kleiner Fenster an der oberen Seite einer Wand fiel Tageslicht in den Raum, ihr Glas war aber so trübe, so verschmutzt von Zigarettenrauch, dass das Licht merkwürdig gedämpft wirkte, als wäre es in Tee getunkt. G. zeigte auf eine der Sitznischen, von denen die meisten leer waren, und wir setzten uns.

G. legte seine Zigaretten auf den Tisch und klopfte mit den Fingerspitzen leicht auf die Schachtel. Ich begriff, dass er auf meine Einwilligung wartete und er sich, obwohl fast alle im Restaurant schon rauchten, ihnen nicht anschließen würde, bevor ich nicht meine Zustimmung signalisierte. Ich lächelte oder nickte ihm zu, er schnappte sich eine Zigarette, lächelte zurück, als wollte er sich für seine Gier entschuldigen, und die Kanten seines Gesichts wurden weicher, als er den ersten langen Zug nahm. Nun unterhielten wir uns ein wenig, tauschten vor allem kleine Höflichkeitsfloskeln aus, dann die unvermeidlichen Fragen zum Studium. Die Schülerinnen und Schüler hatten ihre Bewerbungen abgeschickt und warteten auf eine Antwort, und obwohl wir es alle satthatten, darüber zu reden, kehrten wir immer wieder zu dem Thema zurück. Alles gut, sagte er, alles gut, ich warte ab, und er sagte, die meisten der Unis, bei denen er sich beworben habe, lägen in den Staaten, auch wenn viele Schüler hier sich inzwischen in der EU bewarben, wo die Studiengebühren niedriger und die Chancen, nach dem Abschluss im Land

bleiben zu dürfen, höher seien. Doch unsere Unterhaltung glich einem ausgewrungenen Stück Stoff, und bald saßen wir einander schweigend gegenüber. Also kam ich auf Lyrik zu sprechen, vor Kurzem hatten wir einige amerikanische Dichterinnen und Dichter der Jahrhundertmitte durchgenommen, und G.s eigene, als Erwiderung darauf verfasste Gedichte hatten mich wirklich überrascht, sie waren flüssig und witzig und ließen eine unvermutete Tiefe erkennen, die ich in seiner sonstigen Arbeit nicht wahrgenommen hatte. Eines seiner Gedichte hatte mich besonders beeindruckt, alltagsatt und voller Beschreibungen unserer Schule, seiner Mitschülerinnen und Lehrer, durchdrungen von dem Gefühl, in der von ihm beschriebenen Welt gäbe es keinen Ort, an dem er sich zu Hause fühlen könnte. Es wirkte wie eine Art Einladung auf mich, und ich ahnte, dass meine begeisterte und ermutigende Reaktion auf das Gedicht für ihn umgekehrt eine Einladung zu diesem Treffen dargestellt hatte.

Er zog ein paar Seiten aus seiner Tasche, schob sie mir über den Tisch zu und sagte, Hier, ich habe noch einmal an ihnen gearbeitet. Ich war enttäuscht, als ich das schwächste Gedicht, das er abgegeben hatte, ganz oben liegen sah, eine generische Hymne auf das Ideal des Weiblichen, voller übertriebener Huldigungen und großgeschriebener Fürwörter. Es war derselbe Entwurf, den ich schon einmal gelesen hatte, die Seite war mit meinen Korrekturen und Hinweisen versehen, voll jener Ratschläge, zu denen ich mich selbst dann verpflichtet fühlte, wenn die Arbeit der Schülerinnen und Schüler wenig versprach. Sie haben so viele Fehler berichtigt, sagte er, aber den gravierendsten nicht. Ich senkte meinen Blick auf die Seite und schaute dann wieder hoch, verwirrt; Ich weiß nicht, was Sie meinen, sagte ich, was habe ich übersehen? Er lehnte sich über den Tisch, streckte seine Arme so weit nach dem Gedicht aus, dass sein

Oberkörper auf dem lackierten Holz ruhte, eine eigentümlich teenagerhafte Geste, fand ich, ich wusste, dass sie auch mir vor Jahren eigen gewesen war, es war schon lange her, und dann legte er einen Finger auf den Rand des Blatts. Hier, sagte er und zeigte auf eine Zeile, in der nur das Wort *Sie* vorkam, hier habe ich den Fehler gemacht, er kommt noch einige Male vor, das Personalpronomen ist falsch, und obwohl er halb auf dem Tisch lümmelte, konnte ich spüren, wie angespannt sein ganzer Körper war. Ah, sagte ich und sah von dem Gedicht auf, ich verstehe, und er lehnte sich unversehens zurück, als wäre er von etwas befreit worden und wollte nach seiner Enthüllung wieder etwas Abstand zwischen uns aufbauen. Auch ich lehnte mich zurück, die Seiten schob ich ihm wieder zu; es war klar, dass sie ihren Zweck erfüllt hatten.

Diese Gedichte, die wir im Unterricht durchgenommen haben, sagte er dann, ich habe noch nie so etwas gelesen, ich habe noch nicht einmal gewusst, dass so etwas existiert. Er sprach über Frank O'Hara, begriff ich, seine Gedichte hatten die meisten meiner Schüler schockiert, genau wie ich es beabsichtigt hatte. Ich hatte noch nie etwas gelesen, fuhr er fort, eine Erzählung oder ein Gedicht, meine ich, was so wirkt, als würde es von mir handeln, als hätte ich es schreiben können. Er schaute mich nicht an, als er das sagte, sondern starrte auf seine Hände, die beide vor ihm auf dem Tisch lagen, in einer von ihnen, zwischen zwei Fingern, die Zigarette, die fast bis auf den Stummel abgebrannt war. Zwei Gefühle regten sich in mir, während er sprach. Zunächst die Bestürzung, die mich fast immer einholte, wenn ich hier mit schwulen Männern redete, da sie unter einer Ausgrenzung litten, die noch extremer war als die, die ich erfahren hatte. Im Süden der Vereinigten Staaten, wo ich aufgewachsen war, hatte ich zumindest Bücher gehabt, die mir die Würde des Tragischen boten und mich für meine Erfahrungen mit einer gewissen Schönheit entschädigten.

Doch neben der Bestürzung empfand ich auch Genugtuung oder Stolz, dass ich (so dachte ich) im Kurs, den ich unterrichtet hatte, ein gewisses Maß an Trost hatte spenden können, und vielleicht überwog dieses Gefühl. Ich hatte ihm eine Anlaufstelle geboten, dachte ich, und das löste eine Wärme in mir aus, die in meinem innersten Kern ihren Ursprung hatte und von dort nach außen strahlte. Es war Handwerkerstolz, könnte man sagen: Ich hatte mir große Mühe gegeben, die richtigen Gedichte für die Schülerinnen und Schüler zu finden, O'Hara hatte ich aufgrund des Sujets ausgesucht, aber mehr noch aufgrund der Freude in seinen Gedichten, die völlig frei von Vorsicht und Schuld waren, frei von Gefühlen, die nur das verstärkt hätten, was viele von ihnen ohnehin über jene Kategorie oder die Art von Menschen zu wissen glaubten, zu der ich gehöre. Meine Genugtuung vertiefte sich noch, als G. fortfuhr, nachdem unser Kaffee gekommen war und wir uns einen Moment Zeit genommen hatten, um den Zucker und die Milch unterzurühren und uns zu sammeln. Ich kenne niemand anderen, der darüber spricht, der so offen damit umgeht und sich nicht dafür schämt, sagte er, Sie sind der Einzige; es ist gut, dass Sie das tun, hier muss das schwierig sein. Das war die Art von Anerkennung, die man fast nie bekommt, und sie rief etwas vom Beginn meiner Unterrichtstätigkeit in Erinnerung, das Gefühl, eine Mission zu haben, das seitdem entschieden blasser geworden war. Und doch vergrößerte sich damit die Distanz zwischen uns. Auch wenn ich sah, dass er immer noch aufgebracht, angespannt und ängstlich war, dass ihn noch etwas Unausgesprochenes quälte, war ich von dem Gefühl durchdrungen, etwas bewirkt zu haben, von einer eigentümlichen, jähen Freude.

Ich fragte ihn, ob es außer den Gedichten, die wir gelesen hatten, noch etwas gab, das in ihm das Bedürfnis ausgelöst hatte, mit mir zu sprechen. Ich weiß nicht, sagte er, ich musste einfach mit jemandem reden, und

während er das sagte, ließ er langsam seine Kaffeetasse kreisen, den Henkel von einer Handfläche in die andere wandern. Sie wissen nicht, wie es ist, sagte er und fügte meinen Namen hinzu, was mich, ich weiß nicht, warum, kurz aufschrecken und daran denken ließ – nur für einen Augenblick, es war eine Art Echo –, wie es mich in meinen ersten Monaten als Lehrer erschreckt hatte, wenn man mich mit meinem Nachnamen ansprach. Er war mir so fremd damals, hatte so wenig damit zu tun, wer ich war, auch wenn er sich heute ganz natürlich anfühlt, zu dem Ich passt, das ich heute bin, vielleicht ein geschrumpftes Ich, jedenfalls machte das manchmal so den Eindruck. Sie wissen nicht, wie es ist, fuhr er fort, es gibt niemanden, mit dem ich reden kann, hier ist das unmöglich, und er zählte mir die Quellen des Trostes auf, die ihm nicht zur Verfügung standen, Eltern, Freunde, Erwachsene in der Schule, die man in den Staaten um Unterstützung bitten würde; und natürlich gebe es keine öffentlichen Einrichtungen oder Gemeindezentren hier, an die er sich wenden könne. Aber online, fragte ich, könnten Sie dort nicht Leute finden, und er schaute mich durchdringend an. Denken Sie, das ist, was ich will, fragte er, jemanden online finden? Daran bin ich nicht interessiert, sagte er, und sein Ton machte deutlich, dass er mich missverstanden hatte, dass er dachte, ich würde ihm vorschlagen, Sexportale aufzusuchen, obwohl ich tatsächlich an etwas völlig anderes gedacht hatte, an jene Foren und Chatrooms, von denen es in Amerika so viele gab. Aber auch das schien ihn zu verärgern, er machte eine kleine Handbewegung, die Ablehnung signalisierte. Was würde das bringen, sagte er, ich lebe hier, nicht in Amerika, und hier zu leben ist nicht möglich. Außerdem, und hier suchte er wieder Abstand zu mir und lehnte sich mit seinem Rücken gegen die gepolsterte Rückwand unserer Sitznische, ich war schon auf einigen dieser Seiten, ich habe gesehen,

worüber man dort spricht, übers Fernsehen, über Popsongs und Sex, denken Sie, dass ich dazu irgendetwas zu sagen habe? Nichts davon interessiert mich, sagte er, das ist nicht das Leben, das ich führen möchte, so möchte ich nicht sein. Und dann, nach einem Moment der Stille, fragte er, Sind sie alle so, er lehnte sich wieder nach vorne, bedeutet, so zu sein, auch so jemand zu werden? Mein Selbstvertrauen geriet ins Wanken, ich hatte das Falsche gesagt, und nun hatte ich das Gefühl, von ihm angegriffen zu werden oder zumindest im Dunstkreis seiner unwiderruflichen Verachtung gelandet zu sein. Er wusste nichts über mich, es gibt keinen Grund für meine Schülerinnen und Schüler, Vermutungen über diesen Aspekt meines Lebens anzustellen, selbst wenn ich offener bin, als es in meinem Beruf üblich ist, in dieser Tätigkeit, die vielleicht einmal eine Berufung war. Er wusste nichts über mich und auch nicht über das Verlangen, für das ich mich manchmal schämte, und dennoch fühlte ich mich angeklagt, sodass es, als ich sagte, Natürlich nicht, schärfer klang als beabsichtigt und ich mich zusammennehmen musste, um nicht noch mehr zu sagen. Er wich zurück, als ich zu sprechen ansetzte, und es tat mir leid, was ich angerichtet hatte. Ich legte beide Hände um die Kaffeetasse vor mir und atmete tief ein, während ich mit meinen Handflächen der letzten Wärme nachspürte, die von ihr ausging, und dann, als ich mich gefasst hatte, fragte ich, Wie sieht das Leben aus, das Sie führen wollen?

Er zog seine Schultern ein wenig hoch, wie um zu sagen, keine Ahnung oder ist das nicht egal, und begann, über etwas anderes zu reden oder etwas, das wie etwas anderes wirkte, was mir erneut das Gefühl gab, auf der Leitung zu stehen, versäumt zu haben, zu erkennen oder zu sagen, was ich hätte erkennen oder sagen sollen. Erinnern Sie sich an die Gedichte, die Sie im Klassenzimmer aufgehängt haben, begann er, und ich nickte,

natürlich tat ich das: fünf Gedichte von Schülerinnen und Schülern aus den beiden Kursen, die ich in der 12. Klassenstufe unterrichtete, ich hatte sie in einem kleinen Aushang an der Rückwand des Zimmers ausgestellt. In der Woche, bevor sie ihre Gedichte einreichen mussten, hatte in Sofia unablässig ein ungewöhnlich starker Wind geweht, ein afrikanischer Wind, wie die Leute sagten, der in der Stadt für Zerstörung sorgte und uns alle nervös und überspannt werden ließ. Er wehte immerzu, man konnte ihn nicht ignorieren, und in jedem der Gedichte, die ich an die Wand heftete, tauchte er auf, in einem als Schlange, in einem anderen als Pferde, die durch den Sand galoppierten, in einem weiteren als das Meer, an dessen Ufer jene Pferde entlanggaloppierten, wie in verschiedenen Bildausschnitten eines Facettenauges. Vier der Gedichte, die Sie gezeigt haben, sagte er, waren von mir und meinen engsten Freunden, drei von uns aus der einen, der vierte aus der anderen Klasse; wir hatten vorher nicht darüber gesprochen, es war lustig, dass wir über das Gleiche schrieben. Wussten Sie, dass wir uns so nahestanden, fragte er, aber ich wusste es nicht; peinlich berührt stellte ich fest, dass ich in den Wochen, die seit der Aufgabe, die ich ihnen gegeben hatte, vergangen waren, vergessen hatte, wessen Gedichte ich ausgewählt hatte, und während sich G. mir an diesem Nachmittag anvertraute, erriet ich nur langsam, wer die Schülerinnen und Schüler waren, über die er sprach. Oder vielleicht war es nicht lustig, fuhr er fort, wahrscheinlich war daran gar nichts lustig, aber ein bisschen komisch war es, dass uns alle das Gleiche in den Bann zog. Sie seien, seit sie an die Oberschule gekommen waren, miteinander befreundet, erzählte er, sie hätten sich in der achten Klasse kennengelernt, drei Jungen und ein Mädchen, fast von Anfang an seien sie unzertrennlich gewesen. Während er von ihnen sprach, hatte ich den Eindruck, dass er trotz der Fehler, die ich im Gespräch begangen hatte, entschieden hatte,

ich sei seines Vertrauens würdig, und zwar eines größeren und komplexeren Vertrauens, als er es mir bisher entgegengebracht hatte; oder vielleicht war es gar keine bewusste Entscheidung, sondern schiere Notwendigkeit, die ihn dazu trieb, so mit mir zu sprechen, wie er mit mir sprach, vielleicht lag es in keiner Tugend meinerseits begründet, sondern nur in der Funktion, die ich für ihn erfüllte. Der Umgang unter ihnen sei so unbeschwert gewesen, wie er es zuvor noch nie erlebt habe, sagte er, er sei noch nie Teil einer solchen Gruppe gewesen; er habe sich immer von anderen abgegrenzt, es liege in seiner Natur, sich abzugrenzen. Ich schätzte mich glücklich, sagte er, und erwartete die ganze Zeit, dass ich es vermasseln würde, dass unsere Freundschaft verpuffen würde, wie meine Freundschaften immer verpuffen; ich habe keine Freunde aus der Zeit vor der Oberschule, sagte er, irgendwie entgleiten sie mir immer. Vielleicht waren es gar nicht die Ausdrücke, die er benutzte, verpuffen und entgleiten, vielleicht stammen sie von mir, allerdings bin ich mir der Umrisse dessen, was er sagte, während ich Tütchen für Tütchen immer mehr Zucker in meinen Kaffee rührte, ziemlich sicher. Aber sie entglitten mir nicht, fuhr er fort, sie blieben bei mir. Jeden Morgen vor dem Unterricht trafen wir uns am selben Ort, und dann wieder zum Mittagessen, und nach der Schule nahmen wir zusammen den Bus, an den Wochenenden gingen wir in den Park oder ins Einkaufszentrum. Selbst die Ferien verbrachten wir zusammen, im Winter fuhren wir in die Berge, im Sommer ans Meer, unsere Familien freundeten sich an, wir alle verreisten zusammen. Sie sind anders als ich, sie waren schon immer beliebt und hatten viele Freunde, trotzdem war unsere Gruppe etwas Besonderes, ich fühlte mich dort immer aufgehoben. Zum ersten Mal hatte ich, was ich wollte, ich wollte nichts anderes, wissen Sie, was ich meine, und ich nickte,

ich verstand ihn voll und ganz, und es war, als vertiefte sich die Nähe zwischen uns, was mich freute und zugleich zurückschrecken ließ.

Es waren jetzt mehr Leute im Restaurant, die Sitznischen um uns herum füllten sich, Zigarettenqualm stand in der Luft, und G. senkte seine Stimme. Ich musste mich nach vorne lehnen, um ihn zu verstehen, und mir kam der Gedanke, dass er mich hierhergebracht hatte, weil wir hier geschützt waren, geschützt durch die Sitznische und seine leise Stimme, geschützt durch unsere Sprache; in jedem der helleren Cafés auf den Boulevards hätten auch andere Leute englisch gesprochen, hier hingegen waren wir die Einzigen, auch in dieser Hinsicht waren wir unter uns. B. hat damals für mich nicht mal besonders aus der Gruppe herausgestochen, sagte er über den Jungen, der ebenfalls in meinem Kurs war und den ich für G.s speziellen Freund hielt; wir waren alle gleichermaßen befreundet, wir vier, aber B. und ich waren in der achten und neunten Klasse immer in denselben Kursen gewesen, und dann, im Jahr darauf, haben sie uns in unterschiedliche Klassen gesteckt. Es hätte nicht viel bedeuten müssen, sagte er, wir waren gute Schüler, redeten nicht während des Unterrichts, alberten nicht herum, und wir hatten ja auch noch die Zeit außerhalb der Schule, als Gruppe. Aber es bedeutete etwas, ich konnte es nicht ertragen. Ich habe sie dazu gebracht, dass ich in seine Klasse gehen durfte, ich habe gesagt, dass ich die anderen Schüler hasse, habe gesagt, dass sie gemein zu mir seien. Das stimmte nicht, aber ich brachte meine Mutter dazu, mir zu glauben und in die Schule zu kommen und sich zu beschweren, und einige Tage später war ich, wo ich sein wollte. Alles hätte dann in Ordnung sein sollen, aber nichts war in Ordnung. Ich wusste, das Ganze hätte mich nicht so aufbringen sollen, und verstand nicht, warum es doch so war. Obwohl, das stimmt eigentlich nicht, sagte er und schüttelte leicht den Kopf, ich

habe es verstanden, zumindest ein bisschen, mir war klar, dass ich etwas fühlte, was ich nicht fühlen durfte.

Er zündete sich eine neue Zigarette an. Beim Reden hatte er eine Weile nicht geraucht, aber nun nahm er einen tiefen Zug, und als er den Qualm wieder ausstieß, sah ich, wie er sich entspannte. Doch eigentlich war alles in Ordnung, sagte er, ich gehörte immer noch zu meinem Freundeskreis, war immer noch mit B. befreundet, alles andere war nicht so wichtig. B. war mit einigen Mädchen zusammen, ich auch, und das bedeutete ihm nicht viel mehr als mir, wir waren uns immer noch genauso nahe wie vorher, wir vier, und jetzt nannte G. zum ersten Mal den Namen des dritten Mitglieds seines Freundeskreises, des Mädchens. Was er zuvor über sie gesagt hatte, hatte nicht genügt, um mir sicher zu sein, wer sie war. Sie war ein schönes Mädchen, klug, freundlich, eine meiner Lieblingsschülerinnen, in einem Jahrgang, in dem es mir nur mit wenigen von ihnen so ging; sie erforderte nicht viel Aufmerksamkeit, womit ich meine, dass sie einem nie die Art von Sorgen bereitete, die das Unterrichten immer mit sich bringt, sie war eine Schülerin, auf die man zählen konnte. Eigentlich war alles in Ordnung, sagte er wieder, und es war unser großes Jahr, wir waren endlich in der Oberstufe. Wir hatten uns so lange darauf gefreut, auf die Reisen, die wir zusammen machen würden, auf die Partys. Diese Feiern waren üblich, das wusste ich, eine in jedem Quartal und zum Ende, nach der Abschlussfeier, ein Bacchanal am Meer, das einige Leute bis zum Beginn der Uni im Herbst ausdehnten. Ich hatte davon gehört, wie wild die Partys waren, und war überrascht, dass G. Lust darauf hatte.

Für die Reise im Herbst hatten wir uns ein Ferienhaus organisiert, sagte er, nah genug bei den anderen, um abends zu den Partys dazustoßen zu können, aber weit genug entfernt, um die Tage für uns zu haben. Es

befand sich in den Bergen, in einem kleinen Dorf, das fast das ganze Jahr leer stand, kilometerweit nichts als gähnende Leere. Wir brachten alles mit, Alkohol, Musik, sogar kleine Lampen, die wir in einem der Häuser aufhängten, um tanzen zu können. Zu dem Haus gehörte eine Terrasse mit Ausblick auf den Berg, und am ersten Abend saßen wir dort, redeten, lachten und tranken bis spät in die Nacht hinein. Ich konnte mit niemandem so lachen wie mit ihnen. Der perfekte Abend, sagte er. Das lange Wochenende lag noch vor uns. Wann war ich jemals so glücklich. Über sein Gesicht huschte ein Ausdruck solcher Sehnsucht, dass ich meinen Blick abwenden musste. Die Sehnsucht war zu intim, zu intensiv, um sie zu teilen. Ich hatte es bereits zuvor wiederholt gespürt, dieses Verlangen, den Blick abzuwenden, und ihm immer wieder widerstanden, weil ich ihn wissen lassen wollte, dass ich ihm zuhörte und bereit war, alles anzunehmen, was er loswerden wollte, obwohl oder gerade weil er mich nur selten anschaute, sondern stattdessen auf den Tisch und die leere Kaffeetasse zwischen seinen Händen starrte. Ich wollte für ihn da sein, wenn er in meine Richtung schaute, wollte, dass er sah, wie aufmerksam ich war, auf meine Weise fing ich damit seinen Blick ein oder versuchte es zumindest, ich wollte ihn auffangen. Doch während er weitersprach, scheiterte ich auch darin, es gelang mir nicht, meinen Blick auf sein Gesicht gerichtet zu halten.

Ich ging vor B. ins Bett, sagte er, wir teilten uns ein Zimmer, aber er wollte noch etwas aufbleiben, und ich war erschöpft. Ich dachte, er würde mich wecken, wenn er ins Bett käme, sodass wir noch ein wenig reden könnten, nur wir beide allein, ein paar Minuten lang, so wie wir es immer taten; doch ich schlief durch, und als ich am Morgen aufwachte, war seine Seite des Betts leer. Ich schaute nach, ob er vielleicht auf der Terrasse eingeschlafen war, aber in der Nacht war es kalt geworden, und es war

niemand draußen. Es war noch früh, so neblig und ruhig, wie es nur in den Bergen sein kann, und ich stand eine Weile am Holzgeländer und schaute auf das Dorf hinunter, wo alles still war. Er habe im Aufenthaltsraum auf die anderen gewartet, sagte er, ohne etwas zu tun, so lange, bis er ein Geräusch im oberen Stockwerk gehört habe und der vierte ihrer Clique heruntergekommen sei. G. nannte ihn bei seinem Namen, und zum ersten Mal konnte ich mir eine klare Vorstellung von ihnen allen machen, allesamt Jugendliche, die ich mehr oder weniger jeden Tag sah, ohne wirklich eine Ahnung davon zu haben, was zwischen ihnen passierte. Ich habe eine dermaßen seltsame Perspektive auf ihre Leben; einerseits sehe ich sie auf eine Weise, wie niemand sonst sie sieht, da ich sie in der Schule permanent beobachte, andererseits bleiben sie mir komplett verschlossen. Er war richtiggehend aufgedreht, sagte G. über den vierten aus der Gruppe. Er konnte es nicht erwarten, mir zu erzählen, was in der Nacht geschehen war, wie sie noch aufgeblieben waren und noch mehr getrunken hatten, nachdem ich ins Bett gegangen war, wie sich etwas zwischen B. und unserer gemeinsamen Freundin entsponnen hatte, wie sie sich miteinander unterhalten haben, als wäre er nicht anwesend, und wie er sich schließlich verabschiedet hatte, um sie allein zu lassen. Und wie er dann, bevor er einschlief, hörte, wie sie gemeinsam an seiner Zimmertür vorbeigingen. Ist es nicht toll, sagte er zu G., passen sie nicht perfekt zusammen, und es hat sich schon so lange angebahnt; er konnte nicht verstehen, warum es nicht schon früher passiert war, es sei so offensichtlich gewesen, dass sie etwas voneinander wollten. Und er sagte mir all das, als ob es mir auch schon aufgefallen wäre, fuhr G. fort, als ob es so auf der Hand läge, dass es gar nicht der Rede wert sei. Aber ich war nicht im Bilde, ich hatte nichts bemerkt, und während ich ihm zuhörte, spürte ich etwas, was ich noch nie zuvor gespürt hatte. Ich fühlte mich, als

würde ich ins Wasser stürzen, nur war es kein Wasser, in das ich stürzte, sondern ein neues Element, sagte G. Er hat es sicherlich nicht genau so gesagt, sicher habe ich das seiner Geschichte hinzugefügt, in Verbundenheit mit ihm, möchte ich glauben. Doch das, was mich erfüllte, während ich ihm zuhörte, war nicht Verbundenheit, sondern eher so etwas wie Inbesitznahme. Die Erfahrung, die er gemacht hatte, war meine eigene, ich erkannte sie wieder, und während er sie mit mir teilte, spürte auch ich, wie ich stürzte, in seine Geschichte stürzte, in sein Gefühl. Was er erzählte, hielt mich gefangen.

Irgendwann hörten wir sie, fuhr G. fort, hörten, wie sich ihre Zimmertür schloss und das Geräusch von Schritten, und dann kamen sie gemeinsam die Treppe herunter. Sie wirkten schüchtern, hielten Händchen, und es machte den Eindruck, dass wir der Anlass für ihre Nervosität waren. Unser Freund pfiß und lachte, klatschte in die Hände, und dann lachten sie alle zusammen. Aber ich konnte eigentlich nicht mitlachen, konnte nur so tun, als lachte ich. Sie hatten sich verändert, die beiden, wirkten wie zwei Fremde, wie sie da auf Stühlen saßen, die sie so eng aneinanderrückten wie möglich, wie sie sich aneinanderlehnten, sie wirkten wie Menschen, die ich nicht kannte. Auch wenn ich sehen konnte, wie B. ab und an zu mir herüberschaute, war ich nicht in der Lage, seinen Blick zu erwidern. G. hielt inne und zündete sich eine neue Zigarette an, obwohl der Aschenbecher bereits voll war. Das Restaurant war jetzt gut besucht, jeder Tisch war besetzt, es war laut, Gespräche und Gelächter erfüllten den Raum. G. sprach dennoch nicht mit lauterer Stimme; ich lehnte mich so gut es ging nach vorn, um ihn zu verstehen. Er schwieg einen Moment und zog an seiner Zigarette. Ich war dankbar für die Unterbrechung, es hatte mich erschöpft, ihm zuzuhören, der herausfordernden Geräuschkulisse wegen, aber auch wegen der

Verpflichtung, die damit verbunden war. Ich musste ihm nicht nur zuhören, sondern auch Gefühle zulassen, die ich lange verdrängt hatte. Ich wollte nicht, dass er weiterredete, ich wusste, was er sagen würde; es war so eine gewöhnliche Geschichte, oder zumindest hatte ich mir das eingeredet, als ich jung gewesen war und das Gleiche durchgemacht hatte wie G. Nur war es für G. eben gar keine Geschichte, es war die Luft, die er atmete, weniger Luft eigentlich als Wasser, das Gegenteil von Luft.

In den nächsten Wochen verlor ich jede Freude, an allem, was ich je zusammen mit meinen Freunden erlebt hatte, sagte er. B. erzählte mir von jeder einzelnen seiner Erfahrungen, von jeder Regung, und ich hasste ihn, während er davon sprach, hasste sein Glück. Ich wurde von so vielen Gefühlen eingeholt, sagte G., ich hatte mir nie erlaubt, mir vorzustellen, was ich eigentlich wollte, hatte mir nie Fantasien über ihn gestattet, nicht ein einziges Mal; ich hatte ohnehin kaum solche Fantasien gehabt, ich wollte nicht, dass dieser Teil von mir existierte. Aber jetzt konnte ich an nichts anderes denken als an ihn, konnte mich nicht einmal mehr auf den Unterricht konzentrieren – und es stimmte, dachte ich, es war mir aufgefallen, wie geistesabwesend er war, wie oft er die Hausaufgaben vergaß, ins Leere starrte und wie ich ihn in die Gegenwart zurückholen musste. Jeder Tag hielt etwas Unerträgliches für mich bereit, sagte G., die beiden küssten sich oder hielten Händchen, sie wirkten so glücklich zusammen. Alles, worauf ich mich gefreut hatte, war ruiniert, das ganze Jahr war ruiniert, und ich fühlte mich so einsam wie noch nie in meinem Leben, nicht nur allein, sondern auch unfähig, nicht allein zu sein, verstehen Sie? Ich sah zu ihm auf, als ich den Schmerz in seiner Stimme hörte, den ich jetzt in seinem Gesicht gespiegelt sah. Er wirkte so trostlos, dass ich mich nur mit Not davon abhalten konnte, meine Hand nach ihm auszustrecken und auf die seine zu legen, ich war lange genug Lehrer